



1925-11-20

Bilder aus der Ebene

Alice Schmutzer

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251120&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schmutzer, Alice, "Bilder aus der Ebene" (1925). *Essays*. 1400.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1400

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Bilder aus der Ebene.

Von **Alice Schmutzer.**

Unendlich weit von Wien, von zu Hause, scheint das Land zu liegen. Nicht daß man so lange brauchte, um hinzugelangen; es gibt viele Orte mit schlechter Zugverbindung; man fährt und steht und fährt wieder und ist schließlich in einer Gegend wie Hütteldorf. Fährt ein andermal vierundzwanzig Stunden Fernzug, durchsaust unausdenkbar viele Kilometer und ist doch wieder, wäre man auch das erstemal da, in gewohnter Umgebung; Menschen, Dinge, Bauten, Landschaft haben bekannte, nur wenig veränderte Gesichter. Hier aber ist alles anders, alles fremd. Wie ist noch Preßburg vertraut und heimatisch. Freilich, die Stadt hat einen neuen Namen, Bratislava heißt sie heute, auch ihr Pulsschlag ist ein anderer geworden. Einstmals war es ganz still hier gewesen, auf dem Perron nur wenige Menschen und auch still hier gewesen, auf dem Perron nur wenige Menschen und auch in der Stadt war es still. Jetzt ist der Bahnhof laut, bunt bevölkert. Knotenpunkt, Umsteigplatz von der Czechoslowakei in die angrenzenden Staaten. Laut regt sich das Leben, fast ein wenig überlaut und gewollt Aufschwung markierend, aber voll Tüchtigkeit. Breit sind die Straßen und Plätze, viel Militär und Beamtschaft, in ihrem Gefolge Rührige, Unternehmungslustige. Aber es ist das wohlbekante Antlitz der süddeutschen Stadt, das Familienähnlichkeit mit seinen Verwandten in mehr als einem Zuge trägt. Da ist der breite Strom, blau, liebenswürdig, in weicher Biegung, der Burgberg, grün bewachsen, gekrönt von einer Schloßruine, angeschmiegt an ihn der alte Teil der Stadt. In den bergan führenden Gäßchen manch schönes altes Haus mit Barockgiebel, manch schön geziertes Haustor, ähnlich wie in Krems, Graz oder Salzburg. Weingelände, ringsum weiche Hügelketten.

Aber nur wenige Stunden später, bei dem grau verstaubten langgestreckten Bahnhof der kleinen, früher ungarischen, jetzt czechischen Stadt, beginnt die Fremde. Himmel, Licht, Menschen, Sprache, alles ist fremd mit einem Male. Zwei verschiedene Sprachen, Ungarisch, Czechisch – verwirrende laute. Kläglich scheitert der Versuch, den Gruß des Kutschers in seiner Sprache zu erwidern. Er trägt ungarische Livree, schwarze Bänder flattern an seinem mit schwarzen Federn gezierten Hut. Er lächelt breit und freundlich. Dunkelblau gefüttert ist der leicht gebaute Jagdwagen mit zwei feingliedrigen braunen Amerikanern bespannt. Fort geht's in eiligem, fröhlichem Trab. Ganz verstaubt, gelb und zerdehnt ist die dorfartige Kleinstadt. Langweile liegt schwer über ihr mit Sonnenschein und Regengüssen. Lastende Langweile. Hinter dem Bahnhofsgebäude aber, wie eine Kulisse, die nicht

hieher gehört: Böcklins heiliger Hain. Hohe, zypressenartige Pappeln am Rande eines seichten Weithers, auf grünem Rasen weiden, sich spiegelnd, weiße Ochsen mit langem Gehörn.

Die Straße entläuft der Stadt, rollt sich auf, läuft – läuft. Ruhiger ist der Trab der Pferde, sie müssen ziehen. Tags zuvor hat es geregnet. Was dies für eine Straße bedeutet, weiß man erst hier. Der Staub ist nur an der Oberfläche, die Räder sinken oft in tiefe Furchen. Eine Brücke über ruhigem Wasser – es fließt nicht, strömt nicht, breitet sich wie alles hier. Ausgebreitet liegen Weideplätze, Felder gebreitet, weit bis zum Ende des verschwimmenden Horizonts. Dort säumen kleine dunkle Bäume den Rand des Himmels. Der Abend kommt rasch. In der Richtung, in der ich fahre, ist noch graue Helligkeit. Goldgelb gehäuft ein Wagen mit Maisstroh, das dunkle Fohlen läuft, unbeschwert von Huf und Zaumzeug, neben dem losen Gespann. Dann Wagen um Wagen in langem Zuge, schwer mit grauen Rübenknollen beladen, abwechselnd die ungarischen Ochsen mit den breit ausladenden Hörnern, weiß, mit schwarzbewimperten, schräg gestellten, dunklen Augen und unsere schwerfälligeren, mit engem Gehörn und runden Augen, dickem, feuchten Maul. Und wieder ein Wasser. Ein Fuhrwerk und drei Pferde stehen darin, ein gleiches mit ein wenig verzogenen Pferden steht unter ihm in klarer Spiegelung. Nun ist es ganz still geworden. Der Wind, die Farben, jeder Laut ist ausgelöscht. Dort lag ein Dorf, aus Bäumen sah weiß seine Kirche, aber sie hat nicht den Mut, sich emporzurecken, ihre Turmspitze kommt nicht auf gegen die Fläche ringsum, sie steht nur da, stellt sich nicht zur Höhe. Nun lassen sich nur mehr undeutliche Formen erkennen, immer nur weites Land, am Straßenrand seltsam geformte Baumkronen an geraden Stämmen. So schlecht ist der Weg, daß die Pferde Schritt gehen, Stoß um Stoß. Die Wolken haben den Mond verdeckt. Tiefste Einsamkeit. Trippeln von hundert kleinen Füßen, man fühlt es mehr in der dunklen Masse, die zum Stall drängt – eine Schafherde wohl. Die Einsamkeit lastet schmerzhaft, sie hat die Wolken, die Straße, Tiere, Menschen eingeschluckt, sie allein blieb in grenzloser Flachheit. Es ist kaum mehr zu ertragen – Weißes Mauerwerk, Lichtschein, eine Triumphpforte aus hohen alten Bäumen, ein Gartenzaun, Hundegebell, das Tor ist weit offen, im Bogen fahren wir ein. Licht strahlt aus hellen Fenstern. Türen sind aufgetan – das Kastell – Freunde strecken Arme aus, Kinder laufen lachend an den Wagen. Erwachen aus Traum.

Hell und gewohnt war es am weißen, reich bestellten Tisch unter der warmen Lampe. Vertraute Sprache, - Gewußtes, Erwartetes in Rede und Gegenrede, - wohlige Wärme des seit Kindertagen Gekannten.

Jetzt im dunkelnden Zimmer streckt das Unbekannte wieder seine Arme aus; fremde Laute dringen ein. Vor dem Fenster dunkelt die Baumoase des alten Parks. Hu, hu! welch sonderbares Horn gibt diesen Ton? Gänse schreien, Hunde bellen, und der Wächter bläst die Stundenzahl elfmal.

Peitschenknall, fröhlicher, morgendlicher Klang – es ist noch sehr früh am Tag. Hinter dünnen Schleiern steht die Sonne. Neben dem gepflegten Garten mit den kiesbestreuten Wegen, den hohen, aus anderer Heimat hierher verpflanzten Bäumen, den Blumenborten mit grellen bunten Herbstblüten, den Beeten und Rasenflächen, nur durch die hohe, weiße Mauer getrennt, liegt der Gutshof; liegt eine unbekannte Welt von riesenhaften Dimensionen. Die Zahl des Viehs ist größer als die der Herden, die wir von Almwiesen kannten, Kälber, viele Kälber, eben von der Kuh genommen, nicht das behütete Kälbchen unserer Gebirgsbauern. Niedrige Schweineställe, strohgedeckt, haben malerische neue Formen. In den stockhohen Schuppen ist die eingebrachte Ernte gehäuft, Körner oder langgereiht goldene Maiskolben. Am anderen Ende öffnet sich eine gelbe Schlucht, zwischen den berghohen Strohtristen geht man hindurch wie zwischen Gebirgsgehängen. [Überall] Raumverschwendung.

Der Wagen steht bereit. Wunderbar diese Fahrten über endlose Felder. Der Sommer hier ist immer groß, zögernd nur altert das Jahr. Nach vielen vielen Tagen zitternder, sengender Hitze ist die Ernte eingebracht. Nur Röhre und Mais stehen noch und die hohen lichtgrünen Stauden mit den weißen und rosenfarbenen, stark duftenden Blüten des Tabaks. Die Bäume am Rande der Straße tragen noch Laub, teils lebhaft gefärbtes, prunkendes, teils müde welkendes Blattwerk. Auf schmalen Weg die [Äcker] entlang, über Stoppeln und Brachfeld, zwischen bronzedunkler fettglänzender Erde, leise ansteigend reicht sie bis an den Horizont – ein bis zum [Äußersten] vereinfachter Akkord: Himmel – Erde. Dort oben aber geht langsam mit weitvorgestrecktem Hals und kleinem Kopf ein vorsintflutliches Fabeltier. Mit den Füßen wühlt es die Erde, der winzige Drachenkopf reckt sich in den Himmel; so zieht es vorbei: ein Dampfpflug. Wir gehen über die dicken schweren Schollen bis hin zu den weißen Ochsen vor der Sämaschine. Schritt für Schritt, Furche für Furche ziehen sie, betten den Samen. Immer wieder gehen sie pflügend, säend den gleichen Schritt. Die Saat mag wechseln, Tiere, Menschen – ihr Tun bleibt das Gleiche. Ewig ist die Erde. Der Gutsherr greift in den Körnerkasten, besieht die Körner, dann streut er andächtig wie ein Sämann eine Handvoll Weizen in die Furche. So will es uralter Brauch. Nur durch einen schmalen harten Streifen getrennt ein grünes, wogendes Meer so weit das Auge reicht, ein Sprießen Halm an Halm, ein liches Grünen – Wintersaat. Was will dieser Frühlingston im Spätherbst? Zuversicht ist in ihm. . . .

Einfache Größe, Schmucklosigkeit der Ebene. Kein Zierat, nirgends der Schnörkel des Individuellen, nichts ist einzeln, selbst die Bäume sind aufgereiht. Weiter geht die Fahrt bis zum nächsten Hof, der weiß umfriedet hervorleuchtet. Wie liebt man die jungen Pferde, die mit wunderbar ungebändigten, harmonischen Bewegungen tollen, sich sagen. Auf dem Dach ist ein Storchnest. Man denkt, wäre diese Erde von dir bebaut, wie wäre sie Heimat, wie wäre man geborgen und ruhig eingefügt der ewigen Wiederkehr von Saat und Ernte, Wachsen und Vergehen. . . Dennoch nicht weit entfernt ein anderes Kastell, niedrig, langgestreckt das weiße Gebäude inmitten des schattigen Parks. Still ist es hier, alle Fenster sind geschlossen. Vor kurzem hat der Besitzer seinem Leben selbst ein Ende gemacht. Warum? Niemand weiß es zu sagen. Ein junger Mann – er liebte sein Gut – war aus der Stadt hergekommen, um es zu bewirtschaften, fleißig, tüchtig. Täglich war er mit seinem Hunde den schmalen Pfad bei den kugelförmigen Weiden am Wasser entlang gegangen, früh am Morgen, in der Mittagshitze und abends, wenn der Kiebitz so eintönig sein Kiu, Kiu schrie. Viele Tage waren einander gefolgt, helle, sonnige, aber auch trübe, graue, an denen der Himmel verhängt war, viele gleiche Tage ohne Anfang und Ende, und einmal, da konnte er es nicht ertragen, da fiel ihn die Ebene an, machte ihn wehrlos, würgte ihn zu Tode. Wozu leben, wenn es so gleichgültig ist? Nirgends hier lehnt sich ein Individuum auf, nirgends reckt sich ein Schicksal empor. . . .

Die Hitze ist noch fast sommerlich, die Luft zittert über dem unabsehbaren Rübenfeld. In hellem Blau oder grellem Rot arbeiten die Frauen den dunkelgekleideten Männern zur Seite in langen Reihen. Sie lachen, alles lacht, die Sonne, das helle Blattgrün, die dicken Rüben; auf dem abgeernteten Teil halten Schweine Nachlese, brennt dürres Kraut mit fröhlicher Flamme und unwahrscheinlich blauem Rauch. Gelb mit mattvioletten Spitzen, Maisfelder, die feinen Rispen verschwimmen in Silberblau; in Gruppen sitzen vier bis fünf Frauen und Männer beisammen. Rotblau schrillen die Farben ihrer Gewänder, der bunte Eßtopf. Vor ihnen türmen sich Haufen lichten und satteren Goldes, die reifen Maiskolben neben dem blonden Stroh. Sie singen.

Eine Stunde Wagenfahrt liegt das nächste Dorf, man kargt nicht mit Raum. Nur die menschliche Behausung ist unwesentlich. Der Mensch wächst, reist, stirbt. Nichts hat Dauer. Da wird ein neues Haus gebaut, aber der Ausdruck „bauen“ ist falsch. Steine gibt es nicht und Holz gibt es kaum. Mit dem Stein aber scheint der Verewigungswille verbunden. Seit Jahrhunderten ist der Bauernhof im Besitz derselben Familie, aber das Haus ist nicht wie bei den Gebirgsbewohnern Einzelwesen, geschmückt im Innern, stolz abweisend oder froh offen in seiner äußeren Physiognomie. Lehmgestampfte Mauern, aus denen die Fenster und Türen herausgeschnitten sind, niedrig, meist strohgedeckt, vom Stall kaum unterschieden.

Stumpfe Seßhaftigkeit. Im Dorfe, wo der alte geschnitzte Holzbalken, der Bleibende, festgerammt das ganze Haus stützt, ist es immer so gewesen: immer schrien hier die Gänse und wurden an derselben Stelle gestopft; immer wurde dort Hanf geschlagen. Aber die Gewandung der Häuser hat sich verändert. Wollte man Häuser an ihrer Farbe wiedererkennen, man fände sie nie. Die Mode wechselt: ein Jahr sind sie alle vom Boden bis unters Dach mit bunten Ornamenten bemalt, das nächste Jahr sind alle leuchtend glatt weiß, nur ein breites Band blaugrün oder orange gelb läuft an ihrem Fuße über den Boden. Vor den Türen sitzen die Frauen fast bewegungslos wie Negergottheiten, hinter ihnen, gleich dem Dach einer Pagode, der Göpel.

Immer dasselbe Bild. Hof an Hof, von hohen Akazien beschirmt. Manchmal wandert wohl das ganze Dorf in eine andere Senkung oder einen Hügel hinauf, aber es ist doch das gleiche. Der geräumige Platz in der Mitte weit und öde, nur wenn Vieh- oder Pferdemarkt gehalten wird, wimmelnd lebendig: helle Rinder, glänzende Pferderücken, schwarzgekleidete Ungarinnen, farbige Slowakinnen, unvermischt, streng gesondert zwei Rassen nebeneinander. Das schmale, feine, wie holzgeschnittene, herbe Gesicht der Ungarin, vom schwarzen Haar und Kopftuch streng gerahmt, von dunklen, ernsten Augen überschattet – und das breite, lachende, von stumper Zufriedenheit übersonnene, blonde, einfache Antlitz der Slowakin. – Derselbe jüdische Kaufmann, dasselbe niedrige, finstere, armselige Wirtshaus; vor seiner Tür aber, mitten auf der Straße tanzen die Paare, wogend, wiegend, in weiten blumigen Röcken die Mädchen, schwarz die Burschen, zur immer sich wiederholenden Melodie zum Tanz, der so gehalten und gelassen beginnt, sich steigert, anschwillt zu rasender Leidenschaft, wildestem Rhythmus, stampfend, glühend in einer Wolke von Staub. . . .

Draußen hinter dem letzten Hof, versunken in dürrerem Gras, kaum abgegrenzt von der endlosen Weite der [Äcker], liegt der Friedhof, unwesentlich, vergessen, unsagbar traurig. Nur wenige Gräber haben ärmlichen Blumenschmuck, nur wenige Holzkreuze sind frisch weiß oder himmelblau gestrichen, die meisten versinken in der Scholle. Unwichtig ist hier das Menschenleben, unwichtig die Toten.

Auf den breiten, breiten Straßen ziehen, wandern – Zigeuner. Da gehen sie hin aus ihren Termitenhäufen ähnelnden Behausungen, die sie sich, die ewig Vertriebenen, ewig Getriebenen außerhalb des Dorfes errichtet hatten; lassen sie wieder einsinken in den lehmigen Boden, in den sie sie für kurze Rast eingegraben hatten, und ziehen mit den breiten Straßen, fortgespült vom eigenen Wandertrieb. Oft begegnet man einem Trupp – sieht man genauer hin, bemerkt man, es sind bloß Frauen und Kinder, die Männer sind alle im Arrest der nächsten Kreisstadt; sie haben gestohlen oder sich sonst an etwas [Üblem] beteiligt. Nun sind sie, die Freiesten, in irgendeinem dumpfen Loch

gefangen, die Ihrigen wandern weiter. Nach Wochen oder Monaten, wenn sie wieder frei geworden sind, finden sie geheime, nur ihnen erkenntliche Zeichen – ein Rotes Band, Gott weiß, welche Kerbe in einem Baumstamm – und wissen den Weg, wandern dem Zuge nach, ziehen weiter die endlos breiten Straßen.

Ganz einsam liegt einer der Schafställe des Gutes. Neben dem Hause des Schäfers klebt er geduckt am Abhang des ganz langsam ansteigenden runden Hügels. Gespenstisch der Brunnen mit weit ausgebreiteten dünnen Armen, an einem hängt der kleine Wassertrog, dunkel die Hürde. Es wird Abend. Rotgolden versank die Sonne tief am Horizont. Ein stiller silberner, ein unruhig flackernder goldener Stern stehen groß im noch lichten Himmel. Riesige Strahlen greifen empor, göttliche Gloriole von unfaßbarer Größe eines unsichtbaren Hauptes. Gehüllt in eine schimmernde Wolke von Goldstaub kehrt die Herde heim; Hunderte von Schafen, geführt vom jungen Schäfer mit keck im Nacken sitzenden Hütchen, umbellt von dem aufmerksamen, kleinen Hund mit dem stolz klingenden Namen. Nun steigt auch der alte Schäfer von den Weiden her aus dem schon dämmrigen Grund empor. Stille, biblische, unendlich große Landschaft. . . . Sie kehren heim aus Unbegrenztheit in Enge, in die umfriedete Hürde. Allerlei Bettelvolk hat im Stall Nachtsyl. Warm ist es da bei den Tieren, wenn auch das Dach schadhaf ist und oft der Sturm durch die Fugen bläst. Bis zum Winter gibt er Schutz, dann heißt es weiterziehen, vielleicht in den gemauerten Rinderstall eines Gutes. Werkelmannsfamilie, Scherenschleifer, alte Bettler. Ein alter Mann, weißbärtig, mit weit aufgerissenen hellblauen Greisenaugen, steht vor der Stalltür grau neben dem goldgelben Strohhaufen. Er kam als Letzter die Straße herab, er wird die Tür für die Nacht schließen. Er spricht Deutsch, denn er ist weit in der Welt herumgekommen. Und er deutet in die warme Dunkelheit, wo eine alte Frau am Boden kauert: „Dieses alte Weib habe ich vor acht Jahren geheiratet, damit jemand mit mir wandere und für mich kocht“, sagt er. – Stoßend, drängend, mit gesenkten Köpfen, zwängen sich die Schafe in die schwarze [Öffnung]: Hunderte Köpfe, Hunderte von Leibern. Dann wird die Tür geschlossen. Nun ist die Weite, die endlose Fläche, die Einsamkeit über alle Maßen furchtbar. Sterne, Sterne bis tief herab. [Übernatürlich] groß geht eine dunkle Menschengestalt fern am Horizont in der blauen Klarheit des Nachthimmels wie eine Vision. Heimat in der Heimatlosigkeit – Sprengen aller Bande! Und dennoch ist plötzlich die Sehnsucht nach schützender Geborgenheit der vier Wände seines eigenen vertrauten Zimmers schmerzhaft wach. . . .

Unendlich weit von Wien, von zu Hause, scheint das Land zu liegen. Nicht daß man so lange brauche, um hinzugelangen; es gibt viele Orte mit schlechter Zugverbindung; man fährt und steht und fährt wieder und ist schließlich in einer Gegend wie Hütteldorf. Fahrt ein andermal vierundzwanzig Stunden Fernzug, durchläuft unausdenkbar viele Kilometer und ist doch wieder, wäre man auch das erstemal da, in gewohnter Umgebung; Menschen, Dinge, Bauten, Landschaft haben bekannte, nur wenig veränderte Gesichter. Hier aber ist alles anders, alles fremd. Wie ist noch Preßburg vertraut und heimlich. Freilich, die Stadt hat einen neuen Namen, Bratislava heißt sie heute, auch ihr Pulsschlag ist ein anderer geworden. Einstmals war es ganz still hier gewesen, auf dem Beran nur wenige Menschen und auch in der Stadt war es still. Jetzt ist der Bahnhof laut und bevölkert. Knotenpunkt, Umsteigplatz von der Tschechoslowakei in die angrenzenden Staaten. Laut regt sich das Leben, fast ein wenig überlaut und gewollt Aufführung markierend, aber voll Tüchtigkeit. Breit sind die Straßen und Plätze, viel Militär und Beamtenchaft, in ihrem Gefolge Kühnige, Unternehmungslustige. Aber es ist das wohlbekannte Antlitz der süddeutschen Stadt, das Familienähnlichkeit mit seinen Verwandten in mehr als einem Zuge trägt. Da ist der breite Strom, blau, liebenswürdig, in weicher Biegung, der Burgberg, grün bewachsen, gekrönt von einer Schloßruine, angeschmiegt an ihn der alte Teil der Stadt. In den Bergen führenden Gäßchen manch schönes altes Haus mit Barockgiebel, manch schön gezierter Haustor, ähnlich wie in Krems, Graz oder Salzburg. Weingelände, ringsum weiche Hügelketten.

Aber nur wenige Stunden später, bei dem grau verstaubten langgestreckten Bahnhof der kleinen, früher ungarischen, jetzt tschechischen Stadt, beginnt die Fremde. Himmel, Licht, Menschen, Sprache, alles ist fremd mit einem Male. Zwei verschiedene Sprachen, Ungarisch, Tschechisch — verwirrende Laute. Kläglich scheitert der Versuch, den Gruß des Südländers in seiner Sprache zu erwidern. Er trägt ungarische Brode, schwarze Händer flattern an seinem mit schwarzen Federn gezielten Hut. Er lachelt breit und freundlich. Dunkelblau gefüllter ist der leicht gebaute Jagdwagen mit zwei feingliedriger braunen Amerikanern bespannt. Fort geht's in eiligem, fröhlichem Trab. Ganz verstaubt, gelb und zerdehrt ist die dorfsartige Kleinstadt. Langweile liegt schwer über ihr mit Sonnenschein und Regenbüßen. Lastende Langerweile. Hinter dem Bahnhofsgelände aber, wie eine Klüft, die nicht hierher gehört: Böcklins heiliger Sam. Hohe, zapfenartige Pappeln am Rande eines seichten Weihers, auf grün-grünem Rasen weiden, sich spiegelnd, weiße Ochsen mit langem Gehörn.

Die Straße entläuft der Stadt, rollt sich auf, läuft — läuft. Ruhiger ist der Trab der Pferde, sie müssen ziehen. Tags zuvor hat es geregnet. Was dies für eine Straße bedeutet, weiß man erst hier. Der Staub ist nur an der Oberfläch, die Räder sinken oft in tiefe Furchen. Eine Rinne über ruhigem Wasser — es fließt nicht, frönt nicht, breitet sich wie alles hier. Ausgedreht liegen Weideplätze, Felder gebreitet, weit, weit bis zum Ende des verschwimmenden Horizonts. Dort säumen kleine dunkle Bäume den Rand des Himmels. Der Abend kommt rasch. In der Richtung, in der ich fahre, ist noch graue Felligkeit. Goldgelb gehäuft ein Wagen mit Maisstroh, das dunkle Fohlen läuft, unbeschwert von Huf und Raumzeug, neben dem losen Gespann. Dann Wagen um Wagen in langem Zuge, schwer mit grauen Rübenknollen beladen, abwechselnd die ungarischen Ochsen mit den breit ausladenden Hörnern, weiß, mit schwarzberimperten, schräg gestellten, dunklen Augen und unsere schwerfälligere, mit engem Gehörn und runden Augen, dickem, feuchten Maul. Und wieder ein Wasser. Ein Fuhrwerk und drei Pferde stehen darin, ein gleiches mit ein wenig verzogenen Pferden steht unter ihm in klarer Spiegelung. Nun ist es ganz still geworden. Der Wind, die Farben, jeder Laut ist ausgelöscht. Dort lag ein Dorf, aus Bäumen sah ich seine Kirche, aber sie hat nicht den Mut, sich emporzurecken, ihre Turmspitze kommt nicht auf gegen die Fläche ringsum, sie steht nur da, stellt sich nicht zur Höhe. Nun lassen sich nur mehr undeutliche Formen erkennen, immer nur weites Land, am Straßenrand festsam geformte Baumkronen an geraden Stämmen. So schlecht ist der Weg, daß die Pferde Schritt gehen, Stoß um Stoß. Die Wolken haben den Mond verdeckt. Tiefste Einsamkeit. Trippeln von hundert kleinen Füßen, man fühlt es mehr in der dunklen Masse, die zum Stall drängt — eine Schafferde wohl. Die Einsamkeit lastet schmerzhaft, sie hat die Wolken, die Straße, Tiere, Menschen eingeschluckt, sie allein blieb in grenzenloser Flachheit. Es ist kaum mehr zu ertragen — Weißes Mauernwerk, Lichtschein, eine Triumphsforte aus hohen alien Bäumen, ein Gartenzaun, Hundegebell, das Tor ist weit offen, im Bogen fahren wir ein. Licht strahlt aus hellen Fenstern, Türen sind aufgetan — das Kastell — Freunde strecken Arme aus, Kinder laufen lachend an den Wagen. Erwachen aus Traum.

Hell und gewohnt war es am weißen, reich bestellten Tisch unter der warmen Lampe. Vertraute Sprache, — Gewußtes, Erwartetes in Rede und Gegenrede, — wohlige Wärme des seit Kindertagen Bekannten.

Jetzt im dunkelnden Zimmer streckt das Unbekannte wieder seine Arme aus; fremde Laute dringen ein. Vor dem Fenster dunkelt die Baumwolle des alten Parks. Du, hu! welch sonderbares Horn gibt diesen Ton? Gänge schreien, Hunde bellen, und der Wächter bläst die Stundenzahl elmal.

Beifschknall, fröhlicher, morgendlicher Klang — es ist noch sehr früh am Tag. Hinter dünnen Schleieren steht die Sonne. Neben dem gepflegten Garten mit den kieszestrenten Wegen, den hohen, aus anderer Heimat hieher verpflanzten Bäumen, den Blumenborten mit grellen bunten Herbstblüten, den Beeten und Rasenflächen, nur durch die hohe, weiße Mauer getrennt, liegt der Gutshof; liegt eine unbekante Welt von riesenhaften Dimensionen. Die Zahl des Viehs ist größer als die der Herden, die wir von Almweiden kannten, Kälber, viele Kälber, eben von der Kuh genommen, nicht das behütete Kälbchen unserer Gebirgsbauern. Niedrige Schweineställe, strohgedeckt, haben malerische neue Formen. In den stockhohen Schuppen ist die eingebrachte Ernte gehäuft, Körner oder langgereiht goldene Maiskolben. Am anderen Ende öffnet sich eine gelbe Schlucht, zwischen den berg hohen Strohtrissen, überall Raumverwundung.

Der Wagen steht bereit. Wunderbar diese Fahrten über endlose Felder. Der Sommer hier ist immer groß, zögernd nur altert das Jahr. Nach vielen vielen Tagen zitternder, sengender Hitze ist die Ernte eingebracht. Nur Rübe und Mais stehen noch und die hohen lichtgrünen Stauden mit den weißen und rosenfarbenen, stark duftenden Blüten des Tabaks. Die Bäume am Rande der Straße tragen noch Laub, teils lebhaft gefärbtes, prunkendes, teils müde welkendes Blattwerk. Auf schmalem Weg die Aecker entlang, über Stoppeln und Brachfeld, zwischen bronzedunkler fettglänzender Erde, leise ansteigend reicht sie bis an den Horizont — ein bis zum Außersten vereinfachter Akkord: Himmel — Erde. Dort oben geht langsam mit weitvorgestrecktem Hals und kleinem Kopf ein vorstintflütliches Fabeltier. Mit den Füßen wühlt es die Erde, der winzige Drachenhkopf reckt sich in den Himmel; so zieht es vorbei: ein Dampfflug. Wir gehen über die dicken schweren Schollen bis hin zu den weißen Ochsen vor der Sämaschine. Schritt für Schritt, Furchen für Furchen ziehen sie, betten den Schritt. Immer wieder gehen sie pflügend, säend den gleichen Schritt. Die Saat mag wechseln, Tiere, Menschen — ihr Tun bleibt das Gleiche. Ewig ist die Erde. Der Gutsherr greift in den Körnerkasten, befeht die Körner, dann streut er andächtig wie ein Sämann eine Handvoll Weizen in die Furchen. So will es uralter Brauch. Nur durch einen schmalen harten Streifen getrennt ein grünes, wogendes Meer so weit das Auge reicht, ein Spritzen Palm an Palm, ein liches Grünes — Winteraak. Was will dieser Frühlingston im Spätherbst? Zuerst ist in ihm.

Einfache Größe, Schmucklosigkeit der Ebene. Kein Bierat, nirgends der Schnörkel des Individuellen, nichts ist einzeln, selbst die Bäume sind aufgereiht. Weiter geht die Fahrt bis zum nächsten Hof, der weiß unzufrieden hervorleuchtet. Wie liebt man die jungen Pferde, die mit wunderbar ungehändigten, harmonischen Bewegungen tollten, sich jagen. Auf dem Dach ist ein Storchnest. Man denkt, wäre diese Erde von dir bebaut, wie wäre sie Heimat, wie wäre man geborgen und ruhig eingefügt der ewigen Wiederkehr von Saat und Ernte, Wachsen und Vergehen. . . Dennoch nicht weit entfernt ein anderes Kastell, niedrig, langgestreckt das weiße Gebäude inmitten des schattigen Parks. Still ist es hier, alle Fenster sind geschlossen. Vor kurzem hat der Besitzer seinem Leben selbst ein Ende gemacht. Warum? Niemand weiß es zu sagen. Ein junger Mann — er liebte sein Gut — war aus der Stadt hergekommen, um es zu bewirtschaften, fleißig, tüchtig. Täglich war er mit seinem Hunde den schmalen Pfad bei den kugelförmigen Weiden am Wasser entlang gegangen, früh am Morgen, in der Mittagshize und abends, wenn der Kiebig so eintönig sein Riu, Riu schrie. Viele Tage waren einander gefolgt, helle, sonnige, aber auch trübe, graue, an denen der Himmel verhängt war, viele auch Tage ohne Anfang und Ende, und einmal, da konnte er es nicht ertragen, da fiel ihn die Ebene an, machte ihn wehrlos, würgte ihn zu Tode. Wozu leben, wenn es so gleichgültig ist? Nirgends hier lehnt sich ein Individuum auf, nirgends redet sich ein Schicksal empor. . .

Die Hitze ist noch fast sommerlich, die Luft zittert über dem unabsehbaren Rübenfeld. In hellem Blau oder grellem Rot arbeiten die Frauen den dunkelgeleideten Männern zur Seite in längen Reihen. Sie lachen, alles lacht, die Sonne, das helle Blattgrün, die dicken Rüben; auf dem abgeernteten Teil halten Schweine Rachele; brennt dürres Kraut mit fröhlicher Flamme und unwahrscheinlich blauem Rauch. Gelb mit mattweißen Spitzen, Maisfelder, die feinen Rispen verschwimmen in Silberblau; in Gruppen sitzen vier bis fünf Frauen und Männer beisammen. Rotblau schrillen die Farben ihrer Gewänder, der bunte Ekstopf. Vor ihnen türmen sich Haufen lichten und satteren Goldes, die reifen Maiskolben neben dem blonden Stroh. Sie singen.

Eine Stunde Wagenfahrt liegt das nächste Dorf, man karzt nicht mit Raum. Nur die menschliche Behausung ist unwesentlich. Der Mensch wächst, reißt, stirbt. Nichts hat Dauer. Da wird ein neues Haus gebaut, aber der Ausdruck „bauen“ ist falsch. Steine gibt es nicht und Holz gibt es kaum. Mit dem Stein aber scheint der Verewigungswille verbunden. Seit Jahrhunderten ist der Bauernhof im Besitz derselben Familie, aber das Haus ist nicht wie bei den Gebirgsbewohnern Einzelwesen, geschmückt im Innern, stolz abweisend oder froh offen in seiner äußeren Physiognomie. Behingestampfte Mauern, aus denen die Fenster und Türen herausgeschnitten sind, niedrig, meist strohgedeckt, vom Stall kaum unterschieden. Stumpfe Sehaftigkeit. Im Dorfe, wo der alte geschmigte Holzbalken, der Weibende, festgerammt das ganze Haus stützt, ist es immer so gewesen: immer schrien hier die Gänge und wurden an derselben Stelle gestopft; immer wurde dort Hans geschlagen. Aber die Gewandung der Häuser hat sich verändert. Wollte man Häuser an ihrer Farbe wiedererkennen, man fände sie nie. Die Mode wechselt; ein Jahr sind sie alle vom Boden bis unters Dach mit buntfarbigem Ornamenten bemalt, das nächste Jahr sind alle leuchtend glatt weiß, nur ein breites Band blaugrün oder orangegelb läuft an ihrem Fuße über den Boden. Vor den Türen sitzen die Frauen fast bewegungslos wie Neegergottheiten, hinter ihnen, gleich dem Dach einer Pagode, der Göpel.

Immer dasselbe Bild. Hof an Hof, von hohen Akazien beschirmt. Manchmal wandert wohl das ganze Dorf in eine andere Senkung oder einen Hügel hinauf, aber es ist doch das gleiche. Der geräumige Platz in der Mitte weit und öde, nur wenn Vieh- oder Pferdemarkt gehalten wird, wummelnd lebendig: helle Kinder, glänzende Pserde Rücken, schwarzgekleidete Ungarinnen, farbige Slowakinnen, unvermischtfreng gesondert zwei Rassen nebeneinander. Das schmale, feine, wie holzgeschmigte, herbe Gesicht der Ungarin, vom schwarzen Haar und Kopftuch streng gerahmt, von dunklen, ernsten Augen überschattet — und das breite, lachende, von stumpfer Zufriedenheit überjonnnte, blonde, einfache Antlitz der Slowakin. — Derselbe jüdische Kaufmann, dasselbe niedrige, finstere, armelige Wirtshaus; vor seiner Tür aber, mitten auf der Straße tanzen die Paare, wogend, wiegend, in weiten blumigen Röcken die Mädchen, schwarz die Burchen, zur immer sich wiederholenden Melodie zum Tanz, der so gehalten und gelassen beginnt, sich steigert, anschwillt zu rasender Leidenschaft, wildstem Rhythmus, stampfend, glühend in einer Wolke von Staub.

Draußen hinter dem letzten Hof, verpunkten in dünnem Gras, kaum abgegrenzt von der endlosen Weite der Aecker, liegt der Friedhof, unwesentlich, vergessen, unsagbar traurig. Nur wenige Gräber haben ärmlichen Blumenschmuck, nur wenige Holzkreuze sind frisch weiß oder himmelblau gestrichen, die meisten versinken in der Scholle. Unwichtig ist hier das Menschenleben, unwichtig die Toten.